Nr. 603. 36. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 27. November 1907

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Ein schöner Anfang!

Reichstag und preußischer Landtag sind nun versammelt. ir wissen noch nicht alles, was kommen soll; vor allem wissen ir noch nicht, wie im Reich die neuen Steuervorlagen aussehen erden, und in welcher Weise sich die preußische Regierung e in der Thronrede angekündigten „Vorschläge zur Beaffung der erforderlichen Deckungsmittel" eigentlich denkt. Auch sonst bestehen manche Unklarheiten. In Preußen wird n einer dauernden Mehrbelastung des Staatshaushalts im Betrage von „mehr als hundert Millionen" sprochen — ein sehr dehnbarer Begriff! Sind es 101, sind 150, sind es noch mehr Millionen, die der Steuerzahler bringen soll? Mit Kleinigkeiten dürfte sich der preußische anzminister nicht abgeben. Wir warten die genauen effent mit einer gewissen Besorgnis ab, denn wir sind überzeugt, daß Freiherr v. Rheinbaben nach der Lebensregel s Reiterschen Sperlings verfahren wird: „Nehmt es, was ihr kriegen könnt; am besten schmeckt ungegönnt."

Im Reich ist die Summe der erforderlichen Deckungsmittel noch größer. Fürst Bülow hat im Frühjahr, als der Reichstag vertagte, und noch später, als er in Nordernen den Block zusammenzuktten versuchte, den Beweis geliefert, daß er in Finanzfragen — sagen wir weniger bewandert ist. Er glaubte diesem Winter ohne neue Steuervorlagen auskommen können. Dieser Optimismus macht seinem Herzen Ehre; enthebt ihn auch der Besorgnis, jemals den Zuschauerkorps der Nörgeler und Schwarzseher einzureihen zu werden, die in diesen Zeitläuften vom politischen Boden Besitz ergriffen haben; aber die Schönfärberei hätte doch etwas mehr mit den Tatsachen zusammenstimmen müssen.

Wie liegen heute die Dinge? Der Abgeordnete Naumann stellt in der „Lib. Korresp." folgendes zusammen:

Zusage der Erhöhung der Beamtengehälter,
Ankündigung neuer Flottenbedarfes,
Erhöhung der regelmäßigen Reichsausgaben durch allgemeine Verteuerung,
Versagen der neuen schlechten Steuerreform, wie zum Beispiel der Fahrkartensteuer,
Ein Defizit des Reichshaushaltes.

Naumann schließt daraus, daß wenigstens 250 Millionen Mark im Jahre aufgebracht werden sollen. „So schnell verbleicht der blasse Ruhm des Herrn v. Stengel." Wir sind gerecht genug, um hinzuzufügen: So schnell verbleicht der Optimismus des Fürsten Bülow. Aus dem Zustande der Sättigung, wie ihn Fürst Bülow noch vor wenigen Monaten in Norderney erkennen ließ, ist ein Wolfshunger geworden, der sich nur mit einer Viertel Milliarde neuer Reichssteuern beguügt.

Das sind, wohlgemerkt! die dauernden Ausgaben. Je kehren Jahr für Jahr wieder. Sie lasten auf dem Staats- und Reichsbürger, ob es regnet und schneit, oder ob die Sonne scheint. Sie werden ihm nach menschlichem Ermessen nie wieder abgenommen werden. Daneben aber reihen sich auch die einmaligen Ausgaben immer mehr. Beiläufig fordert Freiherr v. Stengel einen Anleihekredit von 100 Millionen, wobei von den Kolonialeisenbahnen noch nicht die Rede ist. Die vierte Milliarde Reichsschulden ist bekanntlich bereits überschritten; jetzt geht es auf die fünfte Milliarde zu. Geschwindschritt los.

In Preußen soll gleichfalls nach der Autorität der Thronrede zur Ausgestaltung der Eisenbahnen der Anleiheweg beschritten werden. Doch hier könnte man einwenden, daß es sich um werbendes Kapital handelt. Wie steht es aber mit der Ostmarkenvorlage? In den letzten 20 Jahren sind — leider ohne großen Erfolg! — für die Kräftigung des Deutschtums in den Ostmarken insgesamt 450 Millionen Mark aufgewendet worden. Jetzt will sich die Regierung nicht länger mit Kleinigkeiten abgeben; sie fordert sage und schreibe auf einen Hieb 400 Millionen, also fast so viel, wie die Ostmarkenpolitik seit dem Jahre 1886 bis zum heutigen Tage gekostet hat.

Unter diesen 400 Millionen aber befinden sich 50 Millionen, die zum Ankauf von Domänen dienen sollen und abermals 50 Millionen, um dem Großgrundbesitz durch Bildung großer Rentengüter unter die Arme zu greifen. Während jeder vernünftige Volkswirt sich darüber klar ist, daß die Latifundien an dem Vordringen des Polentums die Hauptschuld tragen, wird hier dem preußischen Volke zugemutet, 50 Millionen zu verpulvern, um den Latifundienbesitz in den Ostmarken zu kräftigen. Dabei weiß kein Mensch, ob auch nur die übrigen 300 Millionen der Ansiedelungskommission restlos zur Ansiedelung deutscher Bauern verwendet werden.

Alles in allem kommen wir, wenn wir Preußen und das Reich zusammenfassen, zu einem dauernden Bedarf von etwa 400 Millionen und zu einer einmaligen Forderung von etwa 750 bis 800 Millionen. Das ist der Beginn der Blockära; ein schöner Anfang!

Was hat die Regierung des Fürsten Bülow, die ja im Reich wie in Preußen nur formell unterschieden, in Wirklichkeit aber identisch ist, dafür zu bieten? Soweit Großgrundbesitz und Großindustrie in Betracht kommen, wissen sie nur zu genau, was sie an dem heutigen Regime haben. Sie können ruhig schlafen; die Regierung tritt ihnen in keiner Weise zu nahe. Mögen die Lebensmittel noch so hoch steigen, die Reichsregierung rührt keinen Finger, um die Zölle zu suspendieren, oder auch nur den Identitätsnachweis wieder einzuführen ebenso wenig denkt die preußische Regierung daran, die Ausnahmetarife für die Ausfuhr von Getreide zu beseitigen. Nicht anders liegt es mit der Kohlenteuerung; die Reichsregierung schweigt, und die preußische Regierung tut nichts. Es bleibt alles, wie es war; und wenn die Welt untergeht, dann stirbt Fürst Bülow als agrarischer Held.

Es ist wahr; auch den liberalen Parteien sucht man kleine Geschenke zu bieten, die die Freundschaft unterhalten sollen. Vor ihren Augen baumelt die Wurst der Börsenvorlage; man wirft ihnen auch den Speck des Vereinsgesetzes hin; Herr v. Mendelssohn als Zwillingsbruder Delbrücks wird den Liberalen gleichfalls vor Augen gemalt. Wenn nur diese lockenden Verheißungen einer genaueren Prüfung Stand hielten. Aber der Eintritt des Geheimen Kommerzienrats v. Mendelssohn in die Reichsregierung soll offenbar mit Konzessionen in der Währungsfrage erkauft werden, die Börsenreform ist mit agrarischen Zugeständnissen belastet, und das Vereinsgesetz soll durch eine Reihe von Ausnahmebestimmungen gegen Polen, Jesuiten und gegen die ländlichen Arbeiter und das Gesinde den preußischen Konservativen schmackhaft gemacht werden. Das ist im Reiche der Fall; im Preußen hält die Regierung solche Konzessionen überhaupt für überflüssig. Hier kommandiert sie einfach: Zahlen und Mundhalten!

Wenn die Blockpolitik so anfängt, dann sind wir neugierig, wie sie enden wird. Mit Bedauern wird man im Lande bemerkt haben, daß die liberalen Parteien, um den Blockfrieden nicht zu stören, in Sachen der Teuerung von Lebensmitteln und Kohlen die Rücksichtslosigkeit vermissen ließen, die angesichts einer solchen Ausbeutung des Volkes am Platze ist. Der Anfang ist in Preußen wie im Reich so illiberal wie nur möglich. Die Liberalen sollten zusehen, daß sie nicht für ein Linsengericht ihr Erstgeburtsrecht verkaufen.

„Einstimmige" Annahme der Adresse in der Duma.

(Ein „Fachnachtsspiel".)

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Petersburg**, 27. November.

Der gestrige Tag der Adressenberatung zeigte, daß die dritte Duma, was Uneinigkeit in wichtigen Fragen betrifft, kaum von ihren Vorgängerinnen abweicht; denn im Laufe der Verlesung der Adresse an den Zaren hatten sich bereits über 50 Deputierte gemeldet, die angehört werden wollten. Als erster Redner sprach der Führer des Oktoberverbandes, Alexander Gutschkow, der erklärte, daß die Adresse von der Oktobristen-Fraktion ausgearbeitet sei. Die Duma habe bei der Abstimmung über die Adresse zu zeigen, daß sie eine organische Gesamtheit bilde, und es dürfe erwartet werden, daß das Haus bei der Beratung der Adresse volle Einigkeit zeige. In seinen Erläuterungen zur Adresse versuchte Gutschkow versöhnend auf die Linke einzuwirken, indem er betonte, daß das Oktobermanifest Rußland zweifellos eine Konstitution gegeben habe. Alle schönen Ermahnungen Gutschkows in seiner mit Beifall aufgenommenen Rede verhallten indessen, ohne die beabsichtigte Wirkung zu erzielen; denn es trat in den Standpunkten der Parteien, so sehr die einzelnen Redner sich auch mäßigten, sofort ein scharfer Gegensatz hervor, der sich nach vier Richtungen hin äußerte. So verlangte der Bischof Mitrofan im Namen der Rechten die Aufnahme des Wortes „Selbstherrscher" in die Adresse. Der Kadett Miljukow hielt der Duma eine lange Vorlesung über Staatsrecht, deren Kernpunkt die bekannte Forderung der Kadetten nach Aufnahme des Wortes „Konstitution" in die Adresse war. Die Polen forderten in der Person ihres Führers Dmowski die Erwähnung der Nationalitätenfrage, während die Linken betont wissen wollten, daß das Wahlgesetz vom Juni dieses Jahres als ein Bruch der Verfassung zu betrachten sei. Lewitzki (Sozialdemokrat) schlug unter dem anhaltendem Zischen des Zentrums und der Rechten vor, in die Adresse die Bemerkung aufzunehmen, daß infolge des abgeänderten Wahlgesetzes die Adresse von einer Minderheit ausgehe, da weite Schichten der Bevölkerung des Wahlrechts beraubt wären. Als Redner des Verbandes der echt russischen Leute hielt sodann dessen Vizepräsident Purischkewitsch eine lange Rede über die Geschichte der Bestrebungen zur Einführung einer Konstitution in Rußland, während Graf Bobrinski von der gemäßigten Rechten im allgemeinen in versöhnlichem Sinne sprach. Keiner der neuen Parteiredner brachte weiter etwas Neues vor, bestand aber auf seinem Schein, und trotz der großen Anzahl der Redner beschloß die Duma, alle anzuhören und die um sieben Uhr abends unterbrochene Sitzung um neun Uhr fortzusetzen.

Die Abendsitzung, welche spät nach Mitternacht endete, ergab die einstimmige Annahme der Adresse des Oktoberverbandes in ihrer zum Beginn der Sitzung verlesenen Form. Diese plötzliche Einstimmigkeit wurde dadurch erzielt, daß die Gegner des Adressenentwurfes teils den Saal verließen, teils erklärten, daß sie sich der Abstimmung enthalten. Es verließen den Saal die äußerste Rechte, etwa hundert Abgeordnete, und

Jens Peter Jacobsens Lyrik.

Von

Gabriele Reuter.

Der Däne Jens Peter Jacobsen ist den Deutschen längst Freund geworden, sein Name bedeutet uns eine Erinnerung an das Glück intimsten poetischen Genusses. Seine Sprache schimmert noch in der Uebersetzung wie jene schönen Kristallkronen, in denen das Licht tausend funkelnde Lichtblitze weckt und märchenhaftes Flimmern, und bei jedem Lufthauch geht ein leises klingendes Tönen von ihnen aus. Wer, der nicht selbst ein Poet von gleichem Reichtum, solcher schwellender und belebender Zartheit der Empfindung wäre, möchte sich unterfangen, all die Farben, die Lichter und Töne zu schildern, die der so früh dahingegangene Dichter Dingen um ihn her zu entlocken wußte:

„Perlenschnüre, wär' ihr Saiten
Meiner tönenden Geige!
Wär' ein Mondstrahl doch der Bogen,
Daß ihr süßer Ton entsteige . . ."

Ist er in einem seiner von Wort- und Klangwundern erfüllten Gedichte. Und wie der Tautropfen, dessen zitterndes Gemeres Leben in Schönheit er so gern schaut und schildert, enthält seine eigene Seele den Zauber des Frühlings, des Gründen grünen Laubes, des Himmels und der ewigen Jugend wieder.

Jens Peter Jacobsen — wer hat wie du in dem Zittern seiner Wimpern menschliches Leiden geoffenbart, aus dem Wiegen eines Schaukelstuhles die tiefsten Rätsel der Menschenseele erraten? Wer kann aus dem Gleiten eines Sonnenstrahles über die Tapete eine unvergeßliche Stimmung hervorlocken? Wer ist so verträumt wie du, und doch nie verschwommen, wer so holder Romantiker und doch so unerbittlicher Analytiker? Und wer verbindet mit so mädchenhaftem Lebenschen so männliche Ueberzeugungskraft, so weises Wissen von allen Essenzen, aus denen der Erquickungstrank der Seelen gemischt sein muß? Wer war so lichttrunken und doch so voll Ahnung vom Tode und vom Vergehen der Dinge? Wir wollen dich kennen in allen Ausstrahlungen deines vielfarbigen Seins und Fühlens. Wir wollen nicht nur deine Prosabücher kennen, deine Novellen und Romane, in denen du doch auch vor allem ein Lyriker, ein Deuter menschlicher Stimmungen und ihres Abglanzes in der umgebenden Natur bist — wir wollen dich auch in deiner Versdichtung kennen und lieben. Freilich — Jacobsens Verse, die so eigenwillig und persönlich in Reim und Rhythmus, so sprunghaft in der Diktion sind und so gesättigt mit seltsamen Gedanken und farbigen Wortblitzen wie seine Prosa — sie in eine andere als die ihnen eingeborene Sprache zu übertragen, das mag ein schweres, ein fast unmögliches Unterfangen sein. Aus diesem Grunde, so meine ich, sollten wir gerade neuen Versuch dankbar sein, der uns tiefer hineinführt in die subtile, flimmernde Welt dieses Feinsten der Feinen.

Das Büchlein mit den Uebertragungen Etta Federns, das in diesen Tagen bei Julius Bard, Berlin, erscheint, enthält eine Reihe von Gedichten, die unter den Uebertragungen von Franz R. Arnold in der so schönen und verdienstvollen Gesamtausgabe der Werke von Jacobsen (bei Eugen Diederich in Jena) merkwürdigerweise fehlen. Es gibt neu zum ersten Mal: „Bleib', o bleib' in deines Traumes Reiche" und die bedeutungsvollen Verse: „Es helfen nicht Träume, es hilft kein Gedicht", aus dem Jacobsen das Motto für den ganzen Zyklus der Hervert Sperring-Sänge entnahm. Vor allem bringt es den wundervollen „Sonnenuntergang", in dem der Dichter der ertträumten Geliebten, der von ihm der Märchenname Asali verliehen wurde, ein Königreich erbaut:

„Schwimmende Wolken, schöne Zykladen,
Rosen, erblüht an des Luftmeeres Brüsten,
Tönender Sphären helle Kaskaden,
Sonnenlicht, schäumend von Edens Küsten,
Ihr nur allein
Scheint würdig zu sein,
Asalis selige Länder zu heißen.
Dort soll sie thronen, träumend verweilen,
Dort soll sie knien, ihr zu Füßen ergeben,
Dort soll ich lassen, wollt weiter ihr eilen,
Ewigkeit, Gott und die Welt und das Leben,
Dort sich erfüllet,
Ganz mir enthüllet
Botschaft der Liebe in Asalis Namen."

Auch die interessanten Anmerkungen, die Jacobsen den Gedichten hinzufügte, sind nicht unterdrückt.

Auf diese Weise erst gewinnt man einen klaren Einblick in den sonst schwer verständlichen Hervert Sperring-Zyklus, der doch gerade so eigentümlich subjektiv uns das Seelenleben Jens Peters mehr enthüllt, als es sonst in seinen Werken geschieht.

Die Gefahr, welche die Traumgeister einem Leben bringen, wenn sie übermächtig herrschen dürfen und die reale Welt allzu sehr verdrängen, auf sie kommt Jacobson immer wieder zurück, in Vers und Prosa — man denke nur als Ergänzung des Ideeninhaltes der Sperring-Dichtung an die Schilderung von dem Traumleben, das Niels Lyhnes Mutter führt — sie, welche die großen, strahlenden Augen der Blyders hatte — und in der die Träume so starke Macht gewannen, daß sie keine Kraft zur wirklichen Freude mehr besaß, als die Erfüllung nahte und sie mit enttäuschten Augen die Naturwunder des südlichen Frühlings schauen durfte. Man denke an die Tatenlosigkeit, in der Niels, ihr Sohn, die besten Jahre seiner Jugend verrinnen läßt, immer träumend und sich innerlich vorbereitend auf den Beruf eines Erweckers seines Volkes, eines Wahrheitshelden in Wort und Schrift. Und dann kommt er zu der Erkenntnis, daß seine Kraft nur in Vorstellungen besteht, und bescheidet sich mit der Liebe eines holden jungen Mädchens — bis er endlich doch noch im Kampfe für sein Volk sterben darf — als ein schlichter Soldat nur — ganz anders, als er gedacht hatte.

Es ist viel Eigendurchlittenes, viel Symbolik in dieser Lebensgeschichte des jungen Dänen Niels, obschon Jacobsen es betont, daß sein Held einer vergangenen Generation angehört.

Wie das Bescheiden in der Ehe mit einem holden kleinen Mädchen mag dem Dichter nach den hohen Aspirationen seiner Werdejahre sein Werk, ein paar Liebesgeschichten und ein paar verträumte, sehnsüchtige Sänge, oft erschienen sein — bis das Bewußtsein sich durchrang: doch als ein geistiger Soldat mit Blut und Leben in einem guten Kampf seinen Mann gestanden zu haben. Die Lyrik Jacobsens, die man bisher in Deutschland weniger beachtet hat als seine Romane und Novellen, wirft nicht nur erhellende Lichter